

Ein Schwergewicht, das leicht zu nehmen ist?

Gemessen an der Zahl ihrer Mitglieder müssten Umweltorganisationen eigentlich ein viel stärkeres politisches Gewicht haben. Das ist auch in der Schweiz so, wo die großen Umweltorganisationen in den letzten Jahren nur wenige durchgreifende Erfolge zu verzeichnen haben. Die Gründe liegen allerdings nicht nur bei den starken Gegenkräften in Wirtschaft und Politik, sondern auch bei den Organisationen selbst.

Die Wichtigkeit der großen Umweltorganisationen ist kaum bestritten; angesichts des anhaltenden Klima-Hochs noch weniger. Auch in der Schweiz haben sie über die Jahrzehnte zweifelsfrei an Einfluss gewonnen: sowohl im Parlament als auch als Gegner oder Partner der Wirtschaft. Zwar wurde etwa der Bartgeier erfolgreich wieder in den Alpen angesiedelt. Das ist gut. Aber es wurmt, dass durchschlagende gesellschaftliche Erfolge dünn gesät sind. Die meisten Umweltprobleme – und wegen ihnen gibt es die Umweltorganisationen – bestehen seit 30 und mehr Jahren, kaum eines ist gelöst, weitere sind seither hinzugekommen. Das Argument, ohne die Umweltorganisationen wäre die Bilanz noch schlimmer, befriedigt nicht wirklich. Ein Beispiel: Im Dezember 2003 stellten die Schweizer Umweltorganisationen ihre Ziele für 2012 vor. Bis dahin wollen sie eine Senkung des Energieverbrauchs um ein Drittel, eine Reduktion des CO₂-Ausstoßes um 20 Prozent gegenüber 1990, mehr Naturschutzgebiete, den Ausstieg aus der Atomenergie und ein Freisetzungsverbot für genmanipulierte Organismen erreicht haben. Dank der Mithilfe der Schweizer Bauern hat es gerade beim letzten Punkt zu einem Moratorium gereicht. Warum sind die mitgliederstarken Umweltorganisationen mit ihren vielen engagierten Mitarbeitenden nicht erfolgreicher? Sechs Hauptgründe lassen sich meines Erachtens anführen.

Mangelnde Zusammenarbeit

Die Umweltorganisationen woll(t)en die genannten Ziele unter anderem durch engere Zusammenarbeit erreichen. Die Konkurrenz im Spendenmarkt und die Eigenprofilierung stehen aber wirkungsvollen Kooperationen im Weg. Das ändert sich nicht, solange sich der Glaube hält, es sei spendenwirksamer, die eigene Marke zö-

libitär zu positionieren, und solange nicht eingesehen wird, dass Mitglieder gerade Zusammenarbeit schätzen und genauso spendenfreudig bleiben.

Zu viele Themen

Die Umweltorganisationen decken eine Unzahl von Themen ab. Jeder Frosch hat seine Lobby, jeder neue Parkplatz wird bekämpft, anstatt sich auf einige thematische Standbeine pro Organisation und ein paar wenige schlagkräftige Projekte zu beschränken und den Rest den Umweltämtern zu überlassen.

Zu viele Staatsaufgaben

Anstatt ihnen gezielt Arbeiten zu überlassen, übernehmen die Umweltorganisationen oft Staatsaufgaben in Form einer Art Umweltpolizei, als wären sie die Fleckenentfernerinnen der Nation. Sie sind Rollenträgerinnen statt Themensetzerinnen und dadurch etwas langweilig und berechenbar geworden. Sie zeichnen sich durch Überseriosität aus: kaum Überraschendes, ernst und humorlos.

Zu wenig Beteiligung

Die Umweltorganisationen haben zusammen zwar mehr als anderthalb Millionen Mitglieder, doch diesen wird außer Spendenmöglichkeiten, Informationen im Übermaß und Onlineclicks für Protest kaum etwas geboten. An einer Kampagne mitzukochen, ist auf den Menüplänen für die Mitglieder nicht vorgesehen.

Symptome bekämpfen

Zwar mag es spendenträchtiger sein, Gefahren zu kommunizieren und Symptome zu bekämpfen. Gesichert ist dagegen, dass kleinkrämerische Appelle wie „Spart Strom, Stand-by aus!“, „Stellt den Motor bei Rot ab!“ oder „Sammelt Alu-Deckel“ nicht das Umweltbewusstsein, sondern

den Unwillen vieler gefördert haben. Ungeachtet psychologischer Erkenntnisse⁽¹⁾ wird auf Verhaltenstipps als Lösung gesetzt. Erschwerend kommt hinzu, dass die Umweltorganisationen unter Übertreiberitis leiden: dem Schlimmen stets noch einen Zacken draufsetzen, damit es auch der und die Hinterletzte merke. Dabei kann kein Einzelner etwas gegen die Gletscherschmelze tun.

Die Ur-Ursache Wirtschaftswachstum nicht angehen

Zwar haben in der Schweiz zum Beispiel Greenpeace 1999 und 2005 der WWF ökonomische Studien⁽²⁾ erarbeitet, aber es waren keine Sprungbretter, eher Gräber. Die Umweltorganisationen werden in der Grundfrage „Wie wirtschaften wir?“ nicht als Player wahrgenommen. Sie stecken zudem im Dilemma, dass sie eigentlich wachstumskritisch sind, aber gleichzeitig vom Wirtschaftswachstum profitieren, weil es mehr an Spenden einbringt. Sonst müssten Stellen abgebaut werden; weniger Lohn ist nicht Thema.

Trotz dieser holzschnittartigen Gründe ist klar, dass es die Umweltorganisationen braucht: Wer sonst kann die Rolle der Anwältin für die Umwelt übernehmen? Allein, die enge Zusammenarbeit zwischen ihnen als Königsweg für mehr Gewicht ist nicht in Sicht. **[Kuno Roth]**

Anmerkungen

- (1) Roth, K.: Den Spieß, nicht den Spießler umdrehen. In: Zeitpunkt 107, Mai/Juni 2010. www.kurzlink.de/appelle
 (2) WWF-Studie: www.wwf.ch/umweltmaerkte

Dr. Kuno Roth war Chemiker und ist Umweltbildungsexperte bei Greenpeace Schweiz sowie Publizist in Bern.

Kontakt:

E-Mail: kuno.roth@ch.greenpeace.org